

Besuch in Miden im Tur Abdin

Christen in der Türkei

Dorothea Weltecke / Lea. „Komm jetzt, wir gehen zum Weingarten; es ist schon spät“, sagt sie und geht mit festen Schritten voran. Sie nimmt Eimer und zwei Messer und steigt schnell die schmale Steintreppe hinunter in den Hof, indem ein paar Hühner gackern und der Hahn herumstolzert. Vor ihm muss man sich ein wenig in Acht nehmen. Neben dem großen Hoftor steht ein aus Lehm gemauerter Ofen, der Tanuro heißt, und den man zum Brotbacken braucht. Er wird mit den Ästen befeuert, die überall auf den Hofmauern zu hohen Haufen gestapelt sind.

Wir gehen auf die staubige, ungepflasterte Straße von Miden hinaus. Alles ist staubig jetzt, im September, im äußersten Südosten der Türkei, wo es am Tag immer noch so heiß ist, dass die Hirten gegen Mittag die schwarzen Rinder unter den einzigen größeren Baum im Dorf treiben, damit sie im Schatten stehen können. Reglos harren sie dort aus, während schweigend die Hitze über dem Dorf flimmert und ringsum nur hier oder dort ein Mensch an den Häuserwänden entlang huscht.

Jetzt am frühen Abend ist die Sonne schon untergegangen. Straßenlampen gibt es nicht. Wir lassen das Dorf hinter uns und gehen auf das offene Feld hinaus. Es dämmt bereits. Bald wird es dunkel werden. Vor uns liegen die braunen, nach der Ernte abgeräumten Felder, die grauen Umfassungsmauern aus Feldsteinen, der schmale, sandige Weg zwischen den

Feldern. Lea geht ruhig und bestimmt voraus; ihre feste, raue Hand hält die Eimer. Obwohl ich erheblich größer bin als sie und gut zu Fuß zu sein glaubte, habe ich Mühe, hinter ihr herzukommen. Oft muss ich ein paar Schritte rennen, um sie einzuholen. Sie tut so, als bemerke sie es nicht. Ein leiser Wind weht.

Über sanft gewelltes Land ziehen sich Weinstöcke, Obstbäume und die



Lea und ihre Freundin

Büsche hin, die sie in der Frühe hacken und mit dem Traktor oder dem Esel von weit her ins Dorf schaffen, um mit den Blättern die Tiere zu füttern und um mit den Ästen die Tanure und die anderen Öfen zu befeuern, sommers wie winters. Fast alle sind Bauern hier, und alle leben von den Büschen auf dieser uralten, weiten Hochebene östlich der Millionenstadt Diyarbakr. Wälder gibt es hier deshalb nicht mehr.

Sie sind schon seit der Antike abgeholzt, von den altorientalischen Hochkulturen, wie den Churri-Mitanani, den Assyrern und Aramäern und später im byzantinischen Kaiserreich. Ruinen und Straßen aus diesen Zeiten gibt es noch; sie sind berühmt, nicht zuletzt die gewaltige, schwarze Stadtmauer von Diyarbakr das antike Ami-

da, und Reste der Kathedralen aus der ältesten Zeit des Christentums. Und auch Einsiedlerhöhlen, alte Dorfkirchen und Klöster sind noch da. Das über 1.600 Jahre alte Kloster Mor Gabriel hat in den letzten Jahren neue Anbauten, ein Gästehaus und neue Umfassungsmauern erhalten.

Der Himmel ist so unermesslich hoch und weit über dem Tur Abdin, dem Berg Athos der aramäisch sprechenden Christen, die sich Suryoye nennen, Syrer, Aramäer, Assyrer. Die Luft hier ist selbst in der Hitze so unbegreiflich rein und frisch wie helle Tropfen, die in der Sonne an glasklaren Eiszapfen hängen. Jetzt am Abend ist sie kühl. Ganz still ist es. Autos und Landmaschinen hat hier fast niemand.

Wir hätten früher losgehen müssen. Jetzt wird es schwer werden, noch die Feigen zu finden, die wir bringen sollen. Lea gibt mir einen Eimer und ein Messer und sucht dann geschickt in den Büschen. Feigen werden vorsichtig gepflückt. „Nicht mit dem Messer schneiden“, ermahnt sie mich. Wozu hat sie es mir gegeben? „Gleich ist es Nacht“, schimpft sie „Wie sollen wir jetzt noch etwas finden. Außerdem gibt es heute keine Feigen, wir haben die reifen erst vor ein paar Tagen gepflückt. Man braucht gar nicht erst zu suchen. Findest du welche? Ich finde keine.“

Lea. Sie sieht aus, als sei sie einem antiken Fresko entstiegen, mit ihren langen, gewellten Haaren, ihren großen, braunen Augen. Sie mag Hosen

mit Schlag und Khakihemden mit vielen Taschen. So lange sie durfte, ist sie in die einklassige Dorfschule gegangen und hat alles gelernt, was dort zu lernen war, vor allem die ehrwürdige aramäische Liturgiesprache, die sie sprechen kann, und Religion. Die säuberlichen Hefte aus dieser schönen Zeit, mit den guten Noten und den lobenden Worten ihres Lehrers, sie hat sie noch alle.

Solche Dorfschullehrer, die sich anders kleiden als die Bauern und eine geachtete Position einnehmen, und solche Schulzimmer neben den Kirchen gibt es in jedem christlichen Dorf. Sie wurden während der Reform eingerichtet, die der Patriarch Aphrem Barsaum (gest. 1957) ins Werk setzte, als nach der Katastrophe des Völkermords, den die türkische Regierung 1915 gleichzeitig an den Armeniern, Griechen und Syro-Aramäern begangen hat und nach der Massenflucht viele syrisch-orthodoxe Diözesen erloschen waren.

Zur türkischen Schule in der nahegelegenen Stadt Midyat ist Lea nicht gegangen. Es war wohl auch nie jemandem der Gedanke gekommen, sie könnte neben der Landwirtschaft noch etwas lernen wollen. In dieser Stadt, wo vor zwanzig Jahren noch hauptsächlich Christen wohnten, sind die Suryoye heute eine kleine Minderheit. Beim christlichen Zahnarzt im Wartezimmer und beim Juwelier haben wir öfter gesessen und gewartet in den letzten zwei Wochen, weil das die einzigen Orte sind, wo man eine Frau in Midyat allein lassen kann.

Was aus ihr werden soll, weiß sie nicht, oder sie sagt es nicht. Jedenfalls hat sie keine Lust zu heiraten und wie die anderen Frauen schnell viele Kinder zu bekommen. Mit ihren 24 Jahren ist sie sehr spät dran für diese Gegend. Ihre Freundin möchte in ein Kloster gehen; sie weiß auch schon in

welches. „Sie denkt viel“, sagt Lea. Ob sie mit ihr gehen wird? Sie zuckt die Schultern. „Ich weiß nicht“, sagt sie. Aber sie mag dieses Kloster auch, Mor Malke, am Rand eines wunderschönen, grünen Tales. Die Büsche dort stehen dicht und sind größer als



in Miden. Das liegt daran, dass seit zwanzig Jahren niemand mehr lebt in den Dörfern auf den Hügeln ringsum. Drei Mönche und zwei Nonnen bewachen die berühmte Reliquie von Mor Malke. Die Nonnen bestellen die Felder, versorgen die Tiere und kochen für die Pilger.

Die Bäume am Horizont sind kaum noch zu sehen. Die Öffnungen der kleinen, bienenkorbähnlichen Steinhütten, die hier überall stehen, sind tiefschwarz. Früher saßen darin Wachen, um die Gärten vor Diebstahl zu schützen. Diebe, die sich in der Nacht herumtreiben, gibt es immer noch. Sie stellen Lastwagen am Feldrand ab und brechen in die Felder ein, um die Ernte zu stehlen. Und anderes.

Die Midener Bauern führen seit Jahren einen aussichtslosen Kampf um einen Teil ihrer Felder, die kurdische Bauern eines Nachbarortes an sich gerissen haben. „Wir haben die Besitzurkunden, wir haben die notariellen Beglaubigungen, dass das unsere Felder sind“, sagen sie. „Aber sie schlagen uns, wenn wir dort hingehen und versuchen, unsere Felder zu bestellen.“ Sie finden kein Gericht,

das ihnen Gerechtigkeit verschaffen würde. Das Militär hat unlängst eine Straße zur Grenze zwischen den beiden Dörfern erklärt. Diese neue Grenze trennt die Felder endgültig von ihrem Besitz ab. Zwar ist der Bürgerkrieg vorbei, während dessen die Suryoye zwischen die Fronten der PKK und dem türkischen Militär gerieten, aber alle haben die Zeiten der Heckschützen und der nächtlichen Überfälle von der einen wie von der anderen Seite noch gut in Erinnerung. Vor etwa zehn Jahren wurden Menschen in Miden in ihren Betten erschossen, auch Leas Familie.

Wir geben es auf. Einen Eimer haben wir mit Feigen gefüllt, einen anderen nur zur Hälfte. Diese Feigen schmecken wunderbar. Weich wie ein zarter Kuss liegen sie auf den Lippen, wenn man hineinbeißt. Sie duften köstlich und zergehen wie Honig auf der Zunge. Sie sollen ein Geschenk sein. Lea geht wieder voraus. Jetzt ist es noch schwerer, mit ihr Schritt zu halten. Auf ihrem klugen und freundlichen Gesicht hat sich eine strenge Falte auf der Stirn gebildet. Schweigend erreichen wir die Straße nach dem Dorf, dessen äußerer Rand sich wie eine dunkle Festungsmauer erhebt.

Jetzt sehen wir, wie am Dorfrand die jungen Männer ihr Fußballspiel beenden. Es ist zu dunkel zum Spielen. Plötzlich ist die Straße voller Leute, die sich allmählich zerstreuen. Ein paar Zuschauer kommen neugierig auf uns zu. „Was habt ihr da?“, wollen sie wissen. „Wir haben Feigen“, sagt Lea und lacht. „Iss mal, iss“, sagt sie zu einem, der näher gekommen ist. „Wo habt ihr die her so spät? Ach, was frage ich, ich esse lieber“, sagt er fröhlich und greift in den Eimer. Wir grüßen nach links und rechts und plaudern, während wir langsam zum Haus zurück schlendern.